gefunden hat. Die dekorative Ausstattung des Raumes schon war sehr frisch und im Farbenspiel stimmvoll. Unter den zum Teil sehr interessanten Modeblättern stellen die Arbeiten von Bert Zohr, Vera Zohr, Kainer, Prof. Hans Christiansen, der Königl. Zeichenakademie in Hanau, von Lotte Franke-Rudolph u. a. auf. Köstliche Erzeugnisse bargen die Sammlungen von Spitzen aus den Schulen der Fürstin von Pleß in Hirschberg (Schlesien), der Cecilienhilfe, des Frauenbundes zur Förderung der Spitzenindustrie in Württemberg usw. Zahlreiche Vorträge, die weitestes Interesse erweckten, und Lehrkurse sah die Modewoche für die Fachleute vor. Endlich sei erwähnt, daß die Sondervorführungen der Wiener Werkstätten große Beachtung fanden. Zusammenfassend darf gesagt werden, daß die Modewoche das starke Interesse wert ist, das man ihr allenthalben — in ihr gibt sich auch ein Stück „Mitteleuropa" kund — in Deutschland und in der Donaumonarchie entgegenbrachte, und daß sie berufen ist, die Aufgaben und Ziele des Modebundes wirksam zu fördern.

„Adam und Eva" im Staate Maine.

Herr und Frau Estes, ein jungverheiratetes amerikanisches Ehepaar, lasen mit besonderer Vorliebe in der Bibel die Geschichte vom Leben Adams und Evas nach der Vertreibung aus dem Paradies. Wie würden zwei moderne Kulturmenschen sich anstellen, wenn sie plötzlich dazu gezwungen wären, ihr Leben so in der Wildnis zu führen? Diese Frage beschlossen Herr und Frau Estes in der Praxis zu ergründen, und zogen deshalb an einem schönen Herbsttage von dannen, um für einige Zeit in den unerwirtlichen Wäldern von Maine zu leben, wo noch Bären und Wölfe hausen. Das abenteuerlustige Ehepaar hatte nur dünne Trikotunterkleidung an, war vollständig mittellos, hatte keine Streichhölzer bei sich, gebrauchte weder Seife, Handtücher, Bürsten und Kämme, noch Taschentücher und darüber bahnten sie sich einen Weg durch die pfadlose Wildnis, die Zweige schlugen ihnen ins Gesicht und die Dornen verletzten ihre Arme und Beine. Die Dunkelheit brach ein und die Kälte wurde empfindlich. Sie trugen getrocknete Zweige herbei und entfachten nach langem Bemühen durch Reiben von Steinen ein wärmendes Feuer. Nachher legten sie sich in die noch warme Asche zum Schlafen. Um den quälenden Hunger am nächsten Morgen zu stillen, fingen sie ein paar Ochsenfrösche und verspeisten die Keulen roh. Fischreiche Gewässer fließen durch die Wälder in Menge, wie aber die Fische fangen ohne Netze? Der moderne „Adam" machte nun Fischfallen aus Birkenrinde und „Eva" hatte den Gedanken, aus Lehm einen Topf zu formen, und so gab es denn als erste warme Mahlzeit ein Fischgericht. Salz fehlte sehr. Da fanden sie, daß sich den Steinen in der Nähe der Flüsse sich kristallisiertes Salz angesetzt hatte. Von nun an gab es auf der „Tafel" der Naturkinder immer ein paar Steine, die bei dem Mahle abgeleckt wurden. Sehr bald wurden sie recht geschickt im Schleudern von Steinen und töteten so kleineres Wild, wie Stachelschweine, Enten und wilde Kaninchen. Für größeres Wild baute der Mann aus Holzblöcken eine einfache Falle, an der eine Schlinge aus über Nacht befeuchtet war. Mit scharfgemachten Steinen wurde das Wild erschlagen und aus dem Fell schneiderte Frau Eva für sich und ihren Mann ein neues Gewand, machte mit spitzen Steinen Löcher, und schnürte dann die Felle zusammen durch getrocknete Sehnen. Aus Steinen und Zweigen bauten sie sich eine behagliche Hütte und lebten dort. Im „Hause" wurde das Feuer-Recht das in der Nähe des stets brennenden Feuers so warm war, mit einem Schurz aus Fichtenzweigen vertauscht: die Zweige mit den langen weichen Nadeln banden sich die zur Natur Zurückgekehrten mit Streifen aus Baumrinde um den Körper! Von wilden Tieren kam ihnen keine Gefahr. Einmal wäre „Eva" beinahe von Jägern erschossen worden und als „Adam" darauf dem Schützen heftige Vorwürfe machte, erklärte dieser grob: „Warum sieht denn Ihre Frau auch aus wie ein Wild?" Das letzte Abenteuer, das sie erlebten, war ein fürchterlicher Schneesturm. Frau Estes verlor dabei ihre Fellschuhe und mußte stundenlang barfuß durch den Schnee gehen, ohne daß abgehärtet wie sie war — ihr dieser Ausflug geschadet hätte. Nach 61 Tagen Paradieslebens kehrten die Beiden, von allen Bekannten als Wundertiere angestaunt, in voller Gesundheit in ihr altes Heim zurück. Frau Estes setzte sich gleich hin und schrieb ihre Robinsonengeschichte für den „New York American".

Die Pariserin mit dem Winterpelz.

In der gegenwärtigen Zeit, so schreibt der „Matin" in seinem jüngsten Angriff gegen die Modeextravaganz der Pariserinnen, denkt man an den Soldaten, der draußen im Felde zwischen Geschützen und Gräben dürstet. Um so merkwürdiger ist es, daß die Pariserinnen gerade diese Zeit auszuwählen haben, um sich mit ihrem Pelzwerk zu schmücken. Es ist die neueste und unsolideste aller Moden. Ueberall in Paris erblickt man jetzt Frauen, die in der Glut des August unter der Last von Pelztragen und Pelzstolen keuchen. Und wenn man diese Modenärrinnen betrachtet, so möchte man ihnen den Rat geben, daß sie, falls sie wirklich so sehr die Erbitzung lieben, dies ja auch durch Arbeit in den Kriegswerkstätten in reichlichem Maße haben könnten. Man fragt sich, ob solche Modetorheiten in der gegenwärtigen Zeit bloß Dummheit oder krankhafter Wahnsinn sind. Im ersten Fall müßte die Zensur einschreiten, im letzteren der Irrenarzt. Jedenfalls greift diese Epidemie immer weiter um sich, und die Pariserin im Sommerpelz wird eine von Tag zu Tag häufiger zu beobachtende Erscheinung.

Die Parktante, auch ein Frauenberuf.

Auf einen guten Einfall ist das Stockholmer Tageblatt gekommen. Es hat eine Dame angestellt, die die Aufgabe hat, im Vasa-Park Spielende Kinder, soweit sie ohne Aufsicht sind, unter ihren Schutz zu nehmen. Täglich findet sie sich hier ein und beschäftigt die Kinder mit den verschiedensten Spielen und Unterhaltungen und erzählt auch wohl allerhand schöne Märchen und Geschichten. Die Einrichtung hat dazu geführt, daß auch viele Kinder in den Park kommen, die bisher in dumpfen Stuben und engen Höfen oder auf der Straße sich aufhalten mußten, während Vater und Mutter dem Erwerb nachgingen. So leben sie jetzt in Luft und Licht, lernen allerlei Gutes und sind unter strenger Aufsicht. Die Zahl der Kinder ist schon auf einige Hundert angewachsen, so daß die Parktante sich Hilfsträfte annehmen mußte, die jetzt in fünf Parkanlagen die Kinder versammeln. Ihr gegenseitiges Wirken hat außerordentlich vorbildlich gewirkt, denn auch in mehreren anderen schwedischen Städten wurden solche Parktanten angestellt. Ueberall fanden sich Wohltäter, die durch Schenkungen die Kosten decken halfen. Solche Parktanten könnte auch Deutschland vortrefflich gebrauchen.

Frauen in der staatlichen Gewerbeinspektion.

Immer zahlreicher werden die Betriebe, in denen vorwiegend Arbeiterinnen beschäftigt werden, besonders in der Textilindustrie sowie in Konfektions- und Putzwerkstätten. Dadurch wächst von Jahr zu Jahr die Zahl der notwendig werdenden Neuanstellungen bei den Gewerbeinspektionen. Nach den neuesten Statistik waren gegenwärtig als Gewerbeaufsichtsbeamtinnen etatsmäßig angestellt: in Preußen 22, in Sachsen 5, in Baden 4, in Württemberg 4 und in den übrigen deutschen Bundesstaaten 7 Frauen, daneben sind zahlreiche außeretatsmäßige Assistentinnen tätig. Das Gehalt der festangestellten Gewerbe-Aufsichtsbeamtin schwankt zwischen 1800 und 4200 Mark jährlich, je nach der Größe des Bezirks und nach der Art der Vorbildung, die genau geregelter Ausbildungsgang ist für die Gewerbeinspektionsbeamtin nicht vorgeschrieben; es werden aber nur solche Frauen angestellt, die neben längerer Gewährung in der Praxis die nötigen theoretischen Kenntnisse nachweisen können, besonders in Volkswirtschaftslehre und Gesetzeskunde.

Frauen in der freiwilligen Krankenpflege.

Ueber die Leistungen der freiwilligen Krankenpflege hat Generalarzt Kanzow in der Zeitschrift der Krankenpflegerinnen einige bemerkenswerte Angaben gemacht. Danach waren am 1. September 1915 allein in der Etappe 24 000 Personen tätig, darunter gegen 6600 Schwestern und Laboratoriumsgehilfinnen. Insgesamt kamen bis 1. September 41 000 freiwillige Krankenpflegepersonen einer Art in die Etappe, gegen 17 000 schieden im Laufe der Zeit wieder aus. Noch weit ausgedehnter war die freiwillige Hilfstätigkeit im Heimatsgebiet. Als Träger, Pfleger, Krankenwärter, Schwestern, Hilfsschwestern, in den Verbands- und Erfrischungsstellen usw. betätigten sich hier über 60 000 Personen im freiwilligen Dienst.

Der älteste weibliche Geselle.

Der älteste weibliche Geselle in Schweden ist die Witwe Mathilde Glaskell, die, wie das Svenska Dagbladet berichtet, nächstens in völliger Geistesfrische ihren 81. Geburtstag begehen konnte. Sie bestand im Jahre 1867 vor dem Handwerkerverein zu Stockholm ihre Prüfung als Vergoldarin und erhielt damals die große Silbermedaille und ein Reisestipendium für Studien im Ausland. Nach ihrer Heimkehr verheiratete sie sich mit einem Arbeitskollegen, dem Fabrikanten A. Glafell in Göteborg, mit dem sie über 30 Jahre gemeinsam ihrem beruflich arbeitenden Lebensabend verbringt die Greisin, die sich immer noch der besten Gesundheit erfreut, bei einer Tochter in Tätteberg im Distrikt Dalarne.

Gegen das Eheverbot der Lehrerinnen.

Die städtischen Lehrerinnen von Berlin-Schöneberg haben an Magistrat und Stadtverordnete eine Eingabe gerichtet, in der sie die Stadtbehörden ersuchen, eine Petition um Aufhebung des Heiratsverbots, die sie an die Regierung absenden wollen, zu befürworten.

Ein neuer Mädchenname.

Aus Lahr in Baden wird der „Straßb. Post" geschrieben: Wie aus den standesamtlichen Mitteilungen ersichtlich ist, gibt jemand seiner Friedensehnsucht damit Ausdruck, daß er seine neugeborene Tochter „Bringfriede" getauft hat.

Weibliche Zugführer.

auf den Eisenbahnen werden wir nun auch bald zu sehen bekommen. Auf der Berliner Stadtbahn gibt es deren bereits mehrere. Sie versehen ihr Amt gewandt und sicher, und die Lokomotivführer finden durchaus nichts Schlimmes dabei, daß sie dem Wink einer Frau unweigerlich gehorchen müssen.

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 35:

a. Bonne, Ostern, Rose, Rudel, Asche, Horn, Uhr.
b. Tonne, Ostern, Rose, Pudel, Esche, Dorn, Ohr.

„Torpedo".

Richtige Lösungen gingen ein 64. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 64. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Leben sieben und den Tod nicht scheuen, Und fest an Gott und bessre Zukunft glauben — Heißt leben, heißt dem Tod sein Bittres rauben.

Karl Strechfuß.

Der Krieg als — Heiratsmarkt.

Von Hermann Roeder.

(Nachdruck verboten.)

Das gewaltige Völkerringen, volkswirtschaftlich von so bedeutenden Umwälzungen begleitet, hat in dieser Hinsicht auch den Heiratsmarkt stark beeinflußt. Wer aber glaubt, der Krieg und seine Begleiterscheinung, die wirtschaftliche Teuerung, habe den Menschen das Heiraten gänzlich verleidet, der befindet sich in starkem Irrtum. Ein Blick in die Heiratsanzeigen der Tagespresse wird ihn sofort eines Bessern belehren. Allerdings haben diese Anzeigen sich auch dem Zuge der Jetztzeit angepaßt: es herrscht sowohl unter den männlichen als auch unter den weiblichen Heiratslustigen das erkennbare Zeichen der — Spekulation!

Vor mir liegt eine Nummer einer Berliner Tageszeitung, die nicht weniger als 130 Heiratsanzeigen enthält. Davon entfallen 74 auf den männlichen und 56 auf den weiblichen Teil. Das war im Frieden anders. Da boten sich viel mehr Weiblein an, die auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege die Anbahnung zu einem Eheglick suchten. Im Kriege ist das anders geworden. Viele Frauen denken offenbar: ein Heiratsgesuch nützt doch nichts in solchen Zeiten, wo uns der Krieg so viele Männer weggeschossen hat. Mit Verlaub, meine Damen, Sie befinden sich im Irrtum, denken Sie nur an die vielen Reklamierten und Drückeberger, wie sie der Volksmund nennt, und tatsächlich finden Sie unter den männlichen Heiratsuchenden nicht weniger als 54, die das militärdienstpflichtige Alter von 26 bis 45 Jahren haben, nämlich 28 im Alter von 27 bis 35 Jahren und 26 im Alter von 36 bis 45 Jahren. Es sind also immer noch genügend Männer in unserem Vaterlande vorhanden, die heiraten wollen und können! Der Rest der Heiratsuchenden, 20, befindet sich im Alter von 46 bis zu 60 Jahren.

Sieht man sich das Begehren der männlichen Heiratssuchenden aber etwas genauer an, dann freilich sind die Aussichten für den weiblichen Teil nicht mehr so günstig, wie man sie bei der Fülle dieser Anzeigen annehmen könnte. Zunächst fallen uns diejenigen Heiratslustigen auf, die den Krieg als einen für sie günstigen Zustand ansehen, und meinen, jetzt sei die passendste Gelegenheit gekommen, sich in ein warmes Nest zu setzen. Hier setzt die Spekulation auf Kriegsinvaliden ein: es wird das sonstens ganz ungescheut ausgedrückt. Da ist z. B. ein Ingenieur oder Direktor, der in ein industrielles Werk „einheiraten" möchte. Dort ein Fleischermeister, der sich „zur Ruhe setzen will" — ein Zeichen, daß er bis zu der Zeit, als Fleisch noch in Hülle und Fülle vorhanden war und es für dieses noch keine Höchstpreise gab, recht „fett" verdient hatte — eine Villenbesitzerin oder in ein passendes Landgut einheiraten möchte. Das Landgut hat es auch vielen unter den mittleren und kleinen Beamten angetan; sie möchten gerne dort einheiraten. Hier spricht jedenfalls die Erfahrung mit, die man jetzt in der Kriegszeit in der Großstadt auf dem Lebensmittelmarkte machte: die 60 Gramm Butter, kein Fett, selten Fleisch! Und dann die ermutigenden Mitteilungen solcher Personen, die „dort gewesen waren"; auf dem Lande hat jeder Bauer seine Vorratskammer voller Fleisch, Speck, Wurst und Schinken hängen! Alles sehr begehrenswerte Artikel, die der Großstädter jetzt faßt nur den Namen nach kennt und die mit dem Beginn des Friedens auch nicht wie Sand am Meer in den Fleischerläden auftauchen werden. Das Bündel also, wenn man sich beheizen durch Einheirat mit diesen nützlichen Dingen versehen will. Der übrige Teil der weiteren männlichen Heiratsanzeigen sind für die „netten Frauchen" und die „wohlerzogenen Mädchen", die arm sind, gerade nicht glückverheißend. Denn die armen Zeiten mögen es wohl mit sich gebracht haben, daß äußerst selten „Vermögen Nebenbedingung" ist. Im Gegenteil, es wird bei einem Vermögen der Männer von 60 000 M., 50 000 M., 30 000 M. usw. und bei einem Einkommen von 10 000 M., 8000 M., 6000 M., usw. auf ein „ähnliches Einkommen" bei der Dame gesehen, oder „es ist eigenes Vermögen in eigenem Interesse erforderlich." Vielleicht sind es auch mehr Genußmenschen, die das Vermögen lieber als die Frau wünschen. Und dabei werden noch viele „Frohnaturen" verlangt! Jedenfalls wird für diejenigen Weiblein, die weiter nichts in die Waagschale zu werfen haben, als daß sie hübsch oder fesch und schlank sind oder eine volle Figur besitzen und die eine „Neigungsehe" mit einem „gebildeten älteren Herrn" eingehen wollen oder die Bekanntschaft mit „vermögendem nicht zu älterem Herren" machen, aus dieser Kategorie von Heiratslustigen nicht viel übrig bleiben.

Unter den heiratslustigen Damen fallen zunächst die „Kriegswitwen" im Alter von 17, 18, 21 und 23 Jahren auf, die offenbar noch niemals ein eigenes Heim hatten und nur der Form nach „Ehefrau" waren, die also zu den „Kriegsgetrauten" gehören. Da der gefallene Ehemann nicht zu den höheren Chargierten gehörte, so hatte die Kriegstrauung nichts eingebracht, deshalb will man weiter den Schritt fürs Leben wagen. Dann gibt es zahlreiche Weiblein die einen „Kriegsbeschädigten" bevorzugen. Es bleibt sich gleich, ob ein Arm oder ein Bein fehlt. Krieger, die so beschädigt heimkehren, brauchen daher nicht in der Sorge zu schweben, auf dem Heiratsmarkte keine Frau zu bekommen; im Gegenteil: sie gehören, wie die Taxschen Lehren, zu den bevorzugtesten Heiratskandidaten!

Selbstverständlich blüht auch nach wie vor das Geschäft der „gewerbsmäßigen" Ehevermittlungen; ihre Inhaber preisen ihre erfolgreiche Tätigkeit jetzt sogar mehr denn je an.

Die Fahrt zum Glück.

Skizze von Gutti Alsen.

Nun stand sie auf der Straße, an einem Kreuzungspunkt der brausenden, lichtüberfluteten, hastenden Weltstadt, in all diesen jubelnden Entzücken, das ihr die Brust zu sprengen drohte.

Wo fand sie nur ein Beförderungsmittel, schnell genug, um sie, ihrer fiebernden Ungeduld gemäß, ans Ziel zu bringen?

Taxi? Stadtbahn? Auto?"

Wie langsam, wie nervenraubend langsam käme sie dorthin!

O, über euch Segnungen der Kultur und ihr rastlos schaffenden Menschengeistes, — die es ermöglichten, die Großstadt in der denkbar kürzesten Zeit im Inneren der Erde zu durchqueren, um die Sehnsucht schneller zum Ziel zu führen! Sehnsüchtig? Nur für sie? Oder schossen dieselben Züge nicht schon vor Tagesanbruch blitzschnell aneinander vorüber, um Tausende von Darbenden zu ihrer schweren Arbeit zu befördern?

Fort mit diesen traurigen Bildern, mit allem Grübeln heute, jetzt, da sie ihrem Glück entgegenfuhr, ihrem überwältigenden Glück, welches ihr so sichtbar aus den Augen leuchtete, daß alle Mitfahrenden sie unverwandt betrachteten . . .

Mochten sie es doch immerhin! Hatten sie denn eine Ahnung davon, welcher Wonne sie entgegeneilte?

War sie denn zu fassen, diese Seligkeit nach all den jahrelangen, still getragenen Leiden! Nun sollte es endlich kommen, das Glück, das berauschende Glück, auf das sie gewartet, Tag für Tag, Woche um Woche, Jahr um Jahr! Ganz überraschend war es hereingebrochen — als sie eben nach Hause gekommen, nach den anstrengenden, nervenaufreibenden Nachmittagsstunden, in denen sie angehende „höhere" Töchter unterrichtete! —

Ein Brief hatte dagelegen — mit einem Blick hatte sie „seine" Schriftzüge erkannt — wie schwer mußte auch er zu ringen haben, daß seine Nachrichten in letzter Zeit so spärlich gekommen waren! — Und als sie ihn mit zitternden Händen geöffnet, ja, da hatte es dagestanden Schwarz auf Weiß, daß sie ihm verzeihen möge, sie in letzter Zeit etwas vernachlässigt zu haben, daß er jetzt hierher gekommen sei nach bestandenem Examen und einer glänzend errungenen Lebensstellung — und daß er nun die schwere Schuld, sie so lange im unklaren gelassen zu haben, tilgen wolle — je eher je lieber —, daß er sich des Umschwunges seiner Verhältnisse erst freuen könne, wenn er sich mit ihr ausgesprochen . . . Und dann folgte die Bitte, falls sie nicht zu spät abends nach Hause käme, ihn noch heute in den bezeichneten Hotel — einem der elegantesten der Weltstadt — aufzusuchen!

Also auch ihn verzehrte die Ungeduld gleich ihr! Noch heute? Als ob er ihrer nicht ohnehin sicher war! Als ob er nicht wußte, daß sie auf ihn warten würde, wie sie es ihm als halbwüchsiges Mädchen schon gelobt und gehalten hatte all die Jahre lang, — bis er käme —, und sollte es bis zum Ende aller Zeiten währen! —

Eine Glückseligkeit ohnegleichen flutete über sie dahin. Ganz leise stiegen Tränen in ihre Augen, klare Tropfen, in denen die vorüberzitternden Lichter der ihnen entgegenkommenden Züge sich vervielfältigten.

Was waren ihr alle vergangenen Jahre der Leiden, wenn ihr hier und da von mitfühlenden Bekannten allerhand Ungünstiges über seinen Lebenswandel hinterbracht worden war, was bei langer Trennung, in dem Gedanken, ihn nun bald zu haben, für sich allein, das ganze lange Leben hindurch . . . .

Friedrichstraße" . . . . .

Nun rasch einen freien Platz in dem Autobus finden — einige Minuten Fahrt —, und sie hielt es das Glück, das heiß ersehnte, herrliche, einzige Glück! Gab es denn einen Menschen, der solchen Jubel schon erleben durfte?

Gott sei Dank! Alle Plätze besetzt! Erst noch ein wenig Atem schöpfen, sich fassen können, den Uebergang zwar zu schnell!

Eine Menschenmenge wogte durcheinander, in unübersehbarem Gewirr, lachend, gestikulierend, sprechend. Automobile tuteten und rasten vorüber, Mietswagen, elektrische Bahnen, junge Leute auf Zweirädern und Rollschuhen, ein fast unbuntes Durcheinander bringliches Chaos bildend, — und dies ganze hastende Treiben von taghellen, elektrischen Flammen beleuchtet, die ihre grellen Strahlen noch in die in Nacht getauchten Nebenstraßen sandten, Schattenhaft tauchten am Ende derselben Gestalten auf, kamen näher, als ob diese eine Straße sie alle mit unwiderstehlicher Macht anzöge, — wie das Licht die Motte.

Und wenn die tausenden, vielfarbigen Reklamen flammchen an den verschiedenen Hausdächern aufleuchteten, floß ihr Reflex auf dem glatten Asphalt in allen Regenbogenfarben zusammen, bis die vor-

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 36 — Halle, Sonntag, den 3. September — 1916

Gedenktage der Woche.

3. September 1609 Gründung der Stadt Newyork.
1877 † Adolf Thiers (* 1797).
1914 Deutsche Reiterei streift bis vor Paris. Die französische Regierung nach Bordeaux verlegt.
1914 Kreuzinsel bella Chiesa zum Papst gewählt: Benedikt XV.
1914 Die Oesterreicher räumen Lemberg.

4. September 1870 Ausrufung der dritten französischen Republik.
1907 † Edvard Grieg (* 1843).
1914 Abkommen des Dreiverbands gegen einen Sonderfrieden.

5. September 1902 † Rudolf Virchow in Berlin (* 1821).
1905 Russisch-japanischer Friedensvertrag in Portsmouth (Virgin.)
1914 Versenkung des englischen Panzerkreuzers „Natzfinder" durch „U 21".

6. September 1729 * Moses Mendelssohn in Dessau († 1786).
1813 Bülows Sieg bei Dennewitz über die Franzosen.

7. September 1850 * Die Schriftstellerin Wilhelm. Heimburg (eigentlich Bertha Behrens) in Thale († 1912).
1914 Einnahme der Festung Maubeuge (40 000 Gefangene).

8. September 1767 * Der Dichter Aug. Wilhelm v. Schlegel in Hannover († 1845).
1894 † Hermann v. Helmholtz in Berlin († 1821).
1914 † Johannes Wichern in Bad Rösen († 1845).

9. September 9. n. Chr. Schlacht im Teutoburger Walde.
1914 Schlacht an der Marne. Zurücknahme der deutschen Truppen.

Die Prämie: Großes illustr. Buch der Jagden und Abenteuer

von Georg Gessert.

entliet auf A. Bardenwerper, Bülchdorf.

Rätsel.

In Paris ist es zu finden,
Wie in London und Berlin.
Schlachtendonner wird es künden,
Wie des Friedens Melodien.

Die Dragoner, die Ulanen,
Artillerist und Grenadier
Alle haben's, auch die Fahnen
Und das ragende Panier.

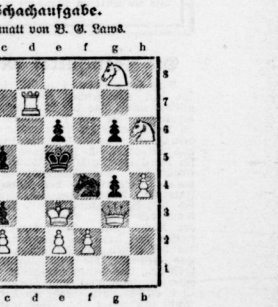
Zwar den Menschen wird es fehlen,
Doch Anschützen zeigen dir's,
Wie gelangt's in unsere Kehlen,
Doch — im Magen haben wir's.

Melodienkranz für das deutsche Haus. Prämie:

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeigers" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Selbstmatt von B. G. Laws.



Weiß.
Selbstmatt in 3 Zügen.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 35.
Zweizüger von A. Skilcala, Prag.
W. Kb1, Dd8, Lg7, Sa5, e8 Tg6, Be6.
Schw. Kd6, La5, Se8, Te7, Be4, e5, e4.
1. Dd8—b2 beliebig.
2. Vierfa-Matt!

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191609033/fragment/page=0001

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen, Verlag von Gebrüder Knof, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Ernst Ellester, Halle a. S.

übersogenden Gefährte dieses flimmernde Farbenspiel zerrissen. Großstadtpoesie!! — —

Und da saß sie fiebernd vor Ungeduld und Erregung, und kostete im voraus das ganze Entzücken dieses Wiedersehens aus! Würde sie auch nur ruhig genug bleiben können, damit die Angestellten des Hotels ihr nicht gleich beim Eintritt all ihre Empfindungen vom Gesicht lesen könnten und bezahlten?

Fassung! Fassung! gleich war sie da . . .

Und mit einer Stimme, zitternd vor übergroßer Erregung, fragte sie nach Herrn Dr. K., der heute hier abgestiegen sei . . .

„Ja, der wohne hier, habe mehrmals nach einer Dame, die er erwarte und nötig sprechen müsse, gefragt, ob er aber jetzt noch zu Hause sei . . .“

Der Portier trat herzu.

„Fräulein M.?“ fragte er höflich.

Sie konnte nur mit einem Kopfnicken bejahen.

„Herr Dr. K. hat mir einen Brief für Sie übergeben. Er konnte nicht länger warten. Sein Schwiegervater, der Geheimrat, holte ihn selbst zur Verlobungsfeier ab . . .“

Er konnte nicht vollenden . . . Ein Blick hatte ihn getroffen voll so unaussprechlichen Wehs, ein leiser, stöhnender Laut wurde hörbar . . .

Dann stand er allein . . . .

Der alte Geiger.

Skizze von Fritz Mack.

(Nachdruck verboten.)

„Etwas ganz Großes können Sie werden, ein Meister, ein Auserwählter. Aber wollen müssen Sie! Das Zeug haben Sie, und an mir soll es nicht fehlen.“

Mit diesen Worten hatte ihn damals sein Lehrer, einst selbst ein Geiger von Rang, entlassen, als er zum erstenmal Probe bei ihm gespielt.

Hans Nordeck hatte gewollt. Mit der ganzen unverbrauchten Kraft seiner sechzehn Jahre und mit der Ausdauer, die der Glaube an sich selbst verleiht, hatte er sich auf das Studium geworfen. Die Anerkennung des Lehrers hatte seinen Eifer immer wieder aufs neue entfacht, und mit der Beobachtung, daß er vorwärts kam, wuchs seine Freude am Streben. Drei Jahre hatten sie so zusammengearbeitet, jeder mit leidenschaftlicher Hingabe dem Ziele zustrebend, das sie sich beide gesteckt. In dieser Zeit war in Hans aus der dunklen Sehnsucht seiner Künstlerträume die beglückende Erkenntnis gereift, daß er an sich glauben, daß er für die Zukunft Großes von sich und seiner Kunst erhoffen durfte. Ein erstes öffentliches Spiel trug ihm bedingungslose Anerkennung ein. Der Weg zum Ruhm war beschritten.

So völlig hatte Hans Nordeck bis dahin nur seiner Kunst gelebt, daß ihn der Ausbruch des Krieges einigermaßen unvorbereitet traf. Aber dann riß es auch ihn hinein in die Riesenwoge begeisterter Opferwilligkeit. Er legte das geliebte Instrument beiseite und meldete sich als Freiwilliger.

„Ich kann nicht spielen, wenn die andern kämpfen. Laß mich ziehen, Mutter.“

Frau Nordeck umarmte ihren Jungen, drückte ihm stumm die Hand und gab ihn frei. Sein Lehrer aber sagte ihm zum Abschied: „Du wirst wiederkommen, mein Junge, jawohl, du wirst. Du mußt, hörst du, du mußt auch. Denn nachher werden sie deinen Trost doppelt nötig haben. Und das weiß auch unser Herrgott. Darum habe ich keine Angst um dich.“

Die Sorge um ihren Jungen hatte Frau Nordeck nach dem alten Geiger näher gebracht. Mit jeder Karte, mit jedem Brief eilte sie zu ihm und genoß doppelte Freude in der innigen Teilnahme des Freundes. Seine unverrückbare Zuversicht richtete sie auf, wenn einmal längere Zeit von Hans kein Lebenszeichen kam. Dann sagte der alte Geiger jedesmal: „Seien Sie ganz ruhig, beste Freundin. Es wird ihm nichts geschehen. Hans hat noch eine Mission auf der Welt. Eine solche Grausamkeit kann der Himmel nicht wollen.“

Der feste Glaube des Freundes teilte sich allmählich auch Frau Nordeck mit. Sie gewöhnte sich daran, die Dinge mit den Augen des Freundes zu sehen, und ward ruhiger.

Eines Tages kam ein Telegramm von Hans: „Bin leicht verwundet.“

Mit zitternden Beinen schleppte sich Frau Nordeck zu dem Freunde. Der las und lachte: „Habe ich es Ihnen nicht immer gesagt? Leicht verwundet!“ Der Himmel wacht über Ihrem Jungen.“

Auch dieses Mal wirkte die Sicherheit des alten Geigers beruhigend auf die erschreckte Mutter. Frohe Dankbarkeit in den noch feuchten Augen kehrte sie heim. Erleichterten Herzens brachte sie ihm eine Woche später einen Brief von Hans. Der hat sie, sich keine Sorgen wegen seiner Verwundung zu machen. Er könne zwar die rechte Hand noch nicht benutzen, darum schreibe er vorläufig mühselig mit der linken. Es werde aber schon alles wieder gut werden.

Der Freund erschrak im ersten Augenblick. Dann las er noch einmal, und seine blitzartig aufgetauchte Befürchtung ließ sich durch das Wörtchen „vorläufig“ wieder zerstreuen. Er schämte sich beinahe, etwas so Unglaubliches auch nur eine Sekunde lang gedacht zu haben.

Bald darauf brachte Frau Nordeck, bebend vor Glück, ein neues Telegramm: „Komme auf Urlaub. Ankunft noch unbestimmt.“

Die beiden Leute begegneten sich in dem Wunsch, dem Jungen zu seiner Heimkehr eine ganz besondere Freude zu machen. Sie brauchten nicht lange zu überlegen. Dem alten Geiger war in diesen Tagen ein kostbares altes Instrument zum Kauf angeboten worden. Das war etwas für Hans. Freudig nickte Frau Nordeck Zustimmung. Der Freund nannte eine erheblich niedrigere Kaufsumme, als men in Wahrheit forderte. Er wollte auch seinen Teil an der Freude des Jungen haben. Trotzdem wurde Frau Nordeck betreten, als sie den Preis erfuhr. Sie hatte bisher keine Vorstellung davon gehabt, daß ein so unscheinbares Instrument so viel Geld kosten könne. Aber ihr Herz überwand rasch die Bedenken. So lange sie noch zu leben hatte, würde der Rest ihres bescheidenen Vermögens wohl noch reichen.

Die Geige wurde gekauft. Frau Nordeck deckte im Zimmer ihres Jungen einen festlichen Tisch, wie sie es sonst zu Weihnachten oder zu seinen Geburtstagen zu tun pflegte. Und dann huschte sie viele Male am Tage hinüber, stand in ehrfürchtiger Scheu vor dem wertvollen Instrument, dessen Kostbarkeit ihr der Freund erklärt hatte. Mit zitternden Fingern legte sie wohl duzendmal am Tage den Bogen daneben zurecht oder blies die Stäubchen von dem braunen, an manchen Stellen schon etwas abgegriffenen Lack. Auch der Freund nahm häufig an ihrer Vorfreude über die Ueberraschung des Jungen teil. Beide lebten nur noch in der Erwartung von Hansens Ankunft.

An einem Vormittag hatte schwer zu besänftigende Ungeduld und ein ganz klein wenig Sorge über das Ausbleiben des Ersehnten Frau Nordeck zu dem Freunde geführt. Der nahm ihr in seiner warmen, gütigen Art die lastenden Gedanken von der Seele und brachte sie zuletzt fürsorglich in ihre Behausung zurück. Der Gewohnheit der letzten Tage folgend, wollte er noch einmal der mit so viel Liebe erstandenen Geige einen Besuch abstatten. Leise öffnete er die Türe zu Hansens Zimmer. Da stand vor dem Tisch mit dem Instrument ein Soldat, so vertieft in den Anblick, der sich ihm bot, daß er das Kommen eines Fremden überhörte. Von allen Seiten musterte er die Geige, hielt sie mit der Linken weit von sich, legte sie wieder hin, befühlte das Holzwerk, beklopfte den Boden, sah nach dem Herstellungsvermerk und stand dann wieder stumm, wie ergriffen, davor. Zuletzt strich er mit einer unendlich zarten Gebärde wie liebkosend über die Saiten.

Der alte Geiger stand noch immer an der Tür. Seine Augen starrten auf den rechten, leer herabhängenden Aermel im Rock des Soldaten. Erst der freudig-schmerzliche Aufschrei der Mutter ließ ihn zusammenfahren. Dann schlich er sich verstohlen hinaus.

Als Hans Nordeck nach am gleichen Nachmittag seinen alten Lehrer aufsuchen wollte, war dieser nicht zu Hause. Erst am folgenden Morgen traf er den Freund. Er erschrak über den ungewohnten Ernst, der das Gesicht des alten Geigers verdüsterte. Hans versuchte heiter und unbefangen zu erscheinen. Aber der Freund sah ihm mit seinen gütigen Augen auf den Grund seiner Seele. Er war wortkarg und hörte nur halb auf die Erzählungen seines Schülers. Auch bei den folgenden Besuchen fand Hans seinen Lehrer in der gleichen Weise verändert. Erst als er zum letztenmal vor seiner Abreise kam, wollte der Freund näheres über Hansens Zukunftspläne hören. Dazwischen schüttelte er nur immer wieder, wie in stummem, nach Verständnis ringendem Erstaunen den Kopf, Schließlich sagte er: „Du bist jung, Hans, und tapfer — du wirst es verwinden. Aber ich — — Daß das Schicksal das zuließ, weißt du, Hans, darüber kann ich nicht mehr hinwegkommen. Ich nicht mehr. Das versteh' ich nicht mehr.“

Als Hans gegangen, verschloß der alte Geiger seine sämtlichen Instrumente. Er wird sie nie wieder hervorholen.

O, unsre Enkel,
denkt an unsre Zeit.

Von E. Roeldechen.

Kein Totenglöckchen klingt
Für viele, die da sinken.
Die kühlen Schollen trinken
Ihr warmes Herzensblut. —
Der Tod jagt um die Welt.
Manch Kreuz ragt ernst im Feld.
Still ruht so mancher, mancher wackre Held,
Des Krieges Fackel loht in wilder Glut.

So viele scheiden schon,
So viele müssen scheiden.
Es bebt ein tiefes Leiden
Durch jedes deutsche Herz. —
Doch leuchten, wie geweiht,
Die Helden noch im Leid .....
O, unsre Enkel, denkt an unsre Zeit!
Ihr wohnt im Glück; — es wuchs aus unserm Schmerz.

Ein Besuch auf der Vogelwarte Rossitten.

Von Dr. Paul Landau.

Ein Vogelparadies, neben dem heute von Waffen starrenden und solch idyllischem Treiben entfremdeten Helgoland das Vogelparadies Deutschlands, ist der schmale Landstreifen der Kurischen Nehrung, die streng innegehaltene Zugstraße aller aus Nordwestrußland stammenden Vogelscharen, und auf diesem Dünenstrich wieder das Dorf Rossitten mit seiner Vogelwarte, seinem sieben Kilometer entfernt in der Sandwüste gelegenen idealen Beobachtungspunkte Ulmenhorst, mit dem „Möwenbruch“ und der „Vogelwiese“. Als die ornithologisch-biologische Beobachtungsstation 1901 in Rossitten begründet wurde als ein in die freie Natur zur Erforschung des Vogellebens hineingeschobener Vorposten, da war es ein ganz neues Unternehmen, dem erst viel später eine ähnliche Einrichtung in Helgoland folgte. Im Gegensatz zu der Museumsstätigkeit sollte hier ein Freilicht- und Freiluftstudium in engster Berührung mit der unverfälschten Natur und „den Bewegungen des Himmels“ betrieben werden, und ideale Bedingungen waren hier dazu gegeben. Die Rossitter „Oase“ in der „ostpreußischen Wüste“ bietet mit ihrem bunten Wechsel von Acker und Wiese, Busch und Wald, Bruch und Rohrdickicht den mannigfaltigsten Vogelarten Zuflucht. Auf der nahe gelegenen „Vogelwiese“, einem großen Platze am flachen, mit Sandbänken besetzten Haffstrand, tummeln sich bisweilen riesige Scharen der verschiedensten Vögel. Noch gewaltiger ist der Anblick des dicht bei Rossitten gelegenen „Möwenbruches“, eines „ornithologischen Inwels“, das eine gewaltige Kolonie von etwa 4000 Lachmöwen und 1000 Seeschwalben birgt. Ueber dem weiten, öden Sumpf schweben und kreisen in ewiger Flugbewegung die wimmelnden Massen, von fern her wie dunkle Wolken am Himmel ziehend, bei näherem Herankommen eine Fülle des vielgestaltigsten Lebens offenbarend. Die Möwen, wahre Flugkünstler, die mit breit ausholenden Schlägen ihrer langen, spitzen Flügel dahinschweben, wetteifern mit den eleganten, pfeilgeschwind hinschießenden Seeschwalben in Lustspielen und lustigen Jagden. Welch' ein Gewirre und Geschwirre, wenn ein Fremdling, sei es ein Falke oder eine Krähe, sich in diese Riesenfamilie verirrt! Tausende von Schnäbeln dringen auf ihn ein, Tausende von Flügelschlägen umrauschen ihn, und schneller, als er gekommen, ist er wieder entflohen. In dieser großen Brutkolonie steht Nest bei Nest, Ei liegt bei Ei, und von einem nie aufhörenden Getriebe ist die Luft erfüllt, von einem Flattern und Kreischen, Wirbeln und Schreien, Schweben und Schwingen, das wie ein unruhiges Geisterheer die Seele dieser sonst so einsamen, mächtigen Landschaft darzustellen scheint. . . .

Am Ende des Dorfes Rossitten ist 1907 am Waldesrand ein einfaches, hübsches Gebäude für die Vogelwarte errichtet worden; hier waltet der Leiter der Anstalt, der um die Vogelkunde hochverdiente Professor Dr. J. Thienemann, seines Amtes; hier ist die wertvolle Sammlung ostdeutscher Vögel, die alle auf der Nehrung festgestellten, zum Teil bis aus Sibirien stammenden Arten in ausgestopftem Zustand umfaßt, untergebracht. Hier finden Lehrkurse statt, um der praktischen Ornithologie und dem Vogelschutzgedanken Kenner und Freunde zu gewinnen. In den wichtigsten und interessantesten Epochen des Vogellebens, während der jährlichen Zugzeiten, aber beobachtet der Professor von früh bis spät von der Wanderdüne aus, an einer sehr schmalen, ganz kahlen Stelle der Düne, wo seine Beobachtungshütte „Ulmenhorst“ liegt, jede Erscheinung am Himmel. Und nun entfaltet sich über der wüstenstillen, grausig großartigen Landschaft der zerrissenen, meerumrauschten Sandhügel ein schier unendlicher Zug. Da eröffnen die Krähen den Reigen. In langer Kette kommen sie angewandert. So weit das Auge reicht: immer Krähen, immer Krähen. Und jetzt nahen die Kleinvögel; meist Buchfinken mit Bergfinken, Heidelerchen, Hänflingen und Piepern vermischt. Dann Wildtauben, Häher, Drosseln, Lerchen, Stare u. a. in unermeßlichen Scharen von Sonnenaufgang bis gegen Mittag in ungeschwächter Zahl und am Nachmittag in etwas verringerter Menge, die Nehrung entlang. Und wie wunderbar! Mitten darunter zahlreiche Raubvögel, besonders Sperber, Falken. Neben ihren Erspähenden ziehen die friedlichen Vögel dahin, denn der Zugtrieb ist mächtig und überlaubt alle übrigen Regungen. Alles strebt vorwärts, dem Süden und Südwesten zu. Und so geht's Wochen hindurch.“ Von der Mächtigkeit dieser Züge geben vorsichtige Schätzungen ein Bild, nach denen an einem Tage 60 000 Krähen, in einer Stunde 42 000 Kleinvögel, in zwei Tagen gegen 500 000 Vögel die Nehrung entlang wanderten.

Durch die Beobachtungen und Forschungen der Rossitter Vogelwarte ist ganz neues Licht über die rätselvoll romantischen, geheimnisvoll anziehenden Vorgänge des Vogelzuges verbreitet worden. Wie die Erzählung von den unermeßlichen Höhen, in denen die Vögel fliegen sollen, ist auch die Behauptung der rasenden Schnelligkeit des Zuges in das Reich der Fabel zu verweisen. In Höhen von 50—800 Meter ziehen die Vögel, meist gradlinig ausgerichtet, vorüber, und steckt man nun eine Strecke von 50 Meter ab, an deren Endpunkten zwei telephonisch verbundene Beobachter stehen, so läßt sich mit Stoppuhr, Windrichtungs- und Windstärkemesser die Eigengeschwindigkeit der Vögel, d. h. ihre Vorbewegung ohne Einwirkung günstiger Winde, berechnen. Danach fliegt z. B. die Nebelkrähe 13,9 Meter in der Sekunde, die Dohle 17,1 Meter, der Zeisig 15,5 Meter, der Fink 14,6 Meter, die Heringsmöwe 13,8 Meter, der Wanderfalke 16,4 Meter. Die größte Geschwindigkeit wiesen unter den von Prof. Thienemann beobachteten Vögeln die Stare auf mit 20,6 Meter in der Sekunde, 74 Kilometer in der Stunde. Der Zug der Vögel ist also kein ununterbrochenes Dahinsausen, sondern ein gemächliches, von Nahrungssuche zu Nahrungssuche führendes Wandern. Die gefiederten Touristen verstehen „zu reisen, ohne zu rasen“, und diese Ruhe, mit der sie über die weißen Dünen dahinschweben, begleitet von den zarten Schattenspielen ihrer Körper auf dem hellen Sand, selbst fast nur lustige Wolkenschemen im Aetherblau — sie verleiht ihrem Ziehen die bezaubernde Anmut und Schönheit.

Wohin wandern nun die Vogelscharen? Diese Frage, umwittert von den Geheimnissen des Instinkts und des Wunders, beschäftigt die Menschheit seit uralten Zeiten. Eine genaue einwandfreie Antwort hat erst die Vogelwarte Rossitten zu geben vermocht durch den Ringversuch, den Prof. Thienemann zuerst systematisch durchführte. Der Gedanke, den flüchtigen Luftbewohnern Erkennungszeichen, gleichsam Geburtsscheine, mitzugeben, ist zwar nicht neu, war aber nie in umfassender Weise praktisch durchgeführt. Seit 1903 geschieht dies nun systematisch und mit glücklichstem Erfolg in Rossitten, indem halbflügge Zugvögeln leichte, mit der Inschrift „Vogelwarte Rossitten Germania“ und einer Nummer versehene Aluminiumringe um die Beine gelegt werden, so daß ihr Lebensweg bis in seine dunkelsten Geheimnisse durchleuchtet werden kann. Es war eine kühne Frage an die Natur, als Thienemann am 9. Oktober 1903 die erste gezeichnete Nebelkrähe sich unter die Riesenschar der Genossen mischen sah, aber der Erfolg war überraschend günstig: im Durchschnitt ist von 22 Prozent der gezeichneten Vögel eine Kunde nach der Vogelwarte gelangt. Eine eigene Romantik, die auch eine Werbekraft anregt und anlockt, ist diesen Ringversuchen eigen. „Da liegt man einem hilflosen kleinen Storch eine eherne Marke ums Füßchen“, so schildert Prof. Thienemann seine Arbeit in seinem hübschen Buch über „die Vogelwarte Rossitten und das Kennzeichnen der Vögel“, „man verfolgt das Tier über Länder und Meere und bekommt dann das Ringlein von der Südspitze Afrikas wieder zugeschickt. Oder man sieht hier die munteren Lachmöwen im Frühjahr aus ihren Winterquartieren zurückkehren und kann ihnen zurufen: ‚Ich weiß genau, woher Ihr kommt! Von der Pomündung im schönen Italien, oder vom Binnensee bei Tunis in Nordafrika.‘ So ist man über den jeweiligen Aufenthalt seiner Lieblinge unterrichtet, man steht mit aller Welt in Verbindung, und die kleinen Postkarten des Vogelwarte Rossitten hat sich's nicht träumen lassen, daß sie einmal an einem Tage zufällig Briefe aus China, aus Neuseeland und vom Kaplande an die Vogelwarte befördern würde.“

Große Vogelzugkarten, die in der Vogelwarte aufgehängt sind und ein vorzügliches Anschauungsmaterial darstellen, geben Aufschluß über die enthüllten Geheimnisse des Wandertriebes der Vögel. Die Nebelkrähen z. B. ziehen aus ihrer Brutheimat, den russischen Ostseeprovinzen, nach ihrer Winterherberge, der nordeutschen Tiefebene, und wieder zurück. Besonders interessant ist bei der Störche, die aus Ostdeutschland in südöstlicher Richtung durch Ungarn nach der Türkei und weiter durch Kleinasien, Syrien, Aegypten, Ostafrika bis nach Südafrika wandern, wo eine große Anzahl beringter Tiere gefunden wurde, während die westdeutschen Störche einen anderen Weg, durch Frankreich und Spanien, nach Marokko, Tunis und Algier, einschlagen. Die Nachkommen der Störche kehren stets in die Gegend zurück, wo ihre Väter hausten, und das gleiche Heimatsgefühl scheint die Seeschwalben zu beseelen, von denen einige beringte Neitjunge aus dem Rossitter Möwenbruch wieder festgestellt wurden. Durch den Ringversuch ist über die Zugstraßen zahlreicher Vögel, so auch der Möwen, Wasserschnepfen, verschiedener Strandvögel u. a., Klarheit gewonnen worden. Die Beringung der Tiere ist völlig unschädlich; ihre Erlegung bleibt dem Zufall überlassen, der ja für den Tod so vieler Tiere sorgt.

Aus den kleinsten Anfängen hat sich die Beringung der Vögel zu einem internationalen Unternehmen entwickelt, das in der Beobachtung dieser freiflügigsten Wesen der Welt ein Band gemeinsamen Interesses durch die entferntesten Länder schlang. So wird auch nach dem Kriege dies friedliche gemeinsame Arbeiten wieder besser zerrissene Fäden anzuknüpfen und zu befestigen hat doch selbst in diesen Zeiten der Völkerfeindschaft die Vogelkunde den Haß besiegt und die Engländer haben z. B. über Dänemark um Auskunft über in Rossitten beringte Lachmöwen gebeten. Ueberhaupt ist das ornithologische Interesse im Kriege nicht erkaltet. Beeinflußt worden sind die urewigen Gesetze des Vogellebens durch Geschützdonner und Riesenschlachten allerdings nicht. Der Vogelzug vollzieht sich in alter Weise, nur weniger Kräfte kamen, da die reichliche Atzung auf den Leichenfeldern Rußlands viele festhielt. In Frankreich hat man schon vor dem Kriege behauptet, unsere beringten Vögel wären „zu Kriegszwecken abgerichtet“, und bei Benedig wurde kurz vor dem Ausbruch des Krieges mit den Italienern eine beringte Lachmöwe abgeschossen, worauf die italienischen Blätter viel von „deutscher Spionage durch Möwen“ fabelten. Solch sinnlose Verdächtigungen haben aber die Teilnahme an dem Ringversuch nicht lähmen können; sie ist sehr rege in unseren Schützengräben. Unsere Soldaten bitten uns Rossitten, um Vögel zu kennzeichnen und beringte Tiere, sowie Ringe erlegter Vögel werden von der Front eingeschickt. Ein deutscher Kriegsgefangener meldete von der Garonne den Ring einer Lachmöwe; aus Mexiko brachte ein deutscher Kriegsfreiwilliger ähnliche Kunde. Um wirklich fruchtbar zu werden, ist ja der Ringversuch auf die Teilnahme weiter Kreise angewiesen. Deshalb soll jeder Vogelfreund sich Ringe aus Rossitten schicken lassen und jeder, der ein beringtes Tier findet, möglichst den Vogel, zum mindesten aber den Ring einsenden. Dann wird das wissenschaftlich so bedeutsame Wirken der Vogelwarte noch weitere Frucht tragen und immer mehr durch die Hebung des Interesses an den leichtbeschwingten Himmelskindern auch den Gedanken des Vogelschutzes stärken.

Sieh, das ist es, was auf Erden
Jung dich hält zu jeder Frist,
Daß du ewig bleibst im Werden,
Wie die Welt im Wandeln ist.
Geibel.

Aus der Welt der Frau.

Ein jeder kehr' vor seiner Tür,
Dann braucht er Besen g'ring.
Schreib' seine Sachen auf Papier,
Dann wird er davon klug.
Wartburgspruch.

Die Frankfurter Modewoche.

Aus Frankfurt a. M. schreibt man uns: In den einleitenden Bemerkungen eines Programmbuches, das der Modebund zur Modewoche herausgab, die am 19. August begann und am 28. des Monats ihr Ende erreichte, findet man u. a. den Satz: „Vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, ist die Mode eine Notwendigkeit für die Existenz gewisser Industrien und Erwerbszweige . . . Die Industrie hat an der jedesmaligen Gestaltung der Mode ein gewaltiges Interesse. Nahezu eine Lebensfrage ist es für sie, sich beizeiten darauf einzustellen.“ Es läßt sich kaum bestreiten: Diese Deutungen des Wesens der Mode und ihrer ökonomischen Tragweite treffen den Kern des Problems. Denn es kann darüber keinen Zweifel geben, daß alle Fabriken und Gewerbe, die jene tausenderlei Erzeugnisse herstellen, aus denen die Mode ihre Schöpfungen entwirft, konstruiert und fertigt, in einem kaum zu überschätzenden Grade an der Entwicklung der Mode interessiert sind. Das war immer so. Wer nun nicht will, daß die industriellen und handwerklichen Betriebe — auch die Frage der Heimarbeit spielt hierein — die unsere Verteidigungsbereitschaft zu Lande, während des Krieges sozusagen in der Luft hängen oder, was dasselbe ist, in ihrer Existenz noch mehr, als die Zeit an sich es schon mit sich bringt, gefährdet werden, der wird auch der Mode das Recht der Betätigung nicht streitig machen dürfen. Dies sei noch einmal nachdrücklich betont gegenüber dem immer von neuem wiederkehrenden Argument, daß es dem Ernst unserer Tage widerspräche, sich mit Modefragen und Angelegenheiten eingehend und gar im Rahmen einer besonders zu diesem Zweck gebildeten Organisation zu befassen. Den zweiten Einwand, der häufig gegen die Bestrebungen des Modebundes gelegentlich geltend wird, daß es nämlich ein ästhetisch-sloser Plan sei, eine deutsche Modeindustrie schaffen zu wollen, sucht die neue Modewoche wie ihre vielbesprochene Vorgängerin selbst erfolgreich zu entkräften.

Für das große Publikum bedeutete die glänzende leuchtende Reklame die Modeschau, die allabendlich im großen Schumannstheater vor sich ging, das „große Ereignis“ der Modewoche. Die Bühne des gewaltigen, weit erleuchteten Kuppelbaues war sehr geschmackvoll für die Zwecke, denen sie in dieser Zeit zu dienen hatte, umgebaut; von der Mitte führte ein breiter Laufsteg durch das Parkett auf dem die jungen Damen die Gewänder, Hüte, Schuhe usw. vorführten, in leichten, durch die vorhandenen Weisen eines Orchesters rhythmisch beschwingten Schlenderschritten sich ergingen. Anziehend war das einfache wirkte also Losung für die Modeschau. Nun ist „einfach“ ein Begriff über den sich streiten läßt. Man kann daher durchaus der Meinung sein, daß recht viele von den Toiletten, die Abend für Abend, immer vor gut besuchten Häusern, im Schumanntheater gezeigt wurden, nicht als „einfach“ — wenigstens nicht im landläufigen Sinn — angesprochen werden können. Auf der anderen Seite dot sich aber auch eine ganz beträchtliche Zahl wirklich vornehm „einfacher“ Kleider. Eine farbige Reihe von Gewändern, bei allen denkbaren Anlässen und Gelegenheiten zu tragen, zieht vor dem Auge des Zuschauer vorüber. Große Scheinwerfer sorgen für wechselnde Beleuchtung, die anmutigen Bewegungen der Probierfräuleins gestatten, Lintenwirkung, Faltenwurf usw. zu studieren. Solch eine Modeschau ist ohne Frage eine höchst anregende und lehrreiche Veranstaltung. Den besten Eindruck hinterlassen wohl bei den meisten Besuchern und Besucherin die fast immer wahrhaft eleganten und gutsitzenden Jackenkleider, die erstenen mit weich — technisch gesprochen — unauffälligen Mitteln gute Wirkungen erzielt werden können. Die zum Teil sehr reiche Verwendung von Pelzeinfassungen erhöht die Reize einfarbiger Schneiderkleider ungemein, vor allem, wenn die Farbe des Kleides gegen die der Verbrämung gut abgestimmt ist. Bei den Abendkleidern, unter denen die Entwürfe von Professor Hans Christiansen in Wiesbaden auffallen, werden wie bisher Samt, Seide, Spitzen, Schmeiz usw. bisweilen in überreichem Maße und ohne künstlerisches Verständnis für das Wesen guten Schmuckes verwendet. Im ganzen erbringt die Modeschau den Beweis dafür, daß es sich die Bestrebungen, die sich in der Oeffentlichkeit zu tun, angelegen sein lassen, mit Geschmack und Erfindungsgabe gediegene Kleider zu schaffen. Dabei braucht nicht bestritten zu werden, daß mehr als ein Entwurf übers Ziel hinausschießt und ästhetisch unbefriedigt läßt. Das schadet nichts. Aus Fehlern lernt man . . .

Recht guten Besuches erfreute sich auch die Ausstellung von Modezeichnungen, Kostümen, Hüten, Spitzen usw., die in der Neuen Börse Unterkunft

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191609033/fragment/page=0002